

So etwas müsste doch verboten werden

Gauner, Exekutionen und Korruption: Der Schriftsteller *Tilman Spengler* hat sich auf die Suche nach wahrhaftigen chinesischen Autoren gemacht



Der Letzte macht das Licht aus: Werner Mahler schuf 1975 diese Aufnahme aus der Grube Martin Hoop bei Zwickau, eine von wenigen Gruben in der DDR, die noch Steinkohle förderten. 1978 wurde sie geschlossen

das Schicksal von knapp einem Dutzend Menschen, deren Leben durch die chinesische Kulturrevolution und deren Folgen geprägt wurde. Die Handlung beginnt im März 1979 und endet mit dem 1. Mai jenes Jahres, und sie wird mit der Unerbittlichkeit eines griechischen Dramas erzählt: Eine kleine Stadt feiert die Exekution einer jungen Mitbürgerin, die früher einmal eine radikale Rotgardistin war. Am Ende erfahren wir, dass ihre Organe gebraucht wurden.

Man kann beim Lesen an Solzhenizyn oder an Orwell denken, aber man wird damit einer Autorin nicht gerecht, die eine eigene Stimme zur Beschreibung der Macht des Bösen gefunden hat, eines Bösen, das dem Menschen innewohnt, wie eine Krankheit, die plötzlich virulent wird, sich dann wieder abschwächt, schließlich erneut vom Körper Besitz ergreift. Yiyun Li schreibt mit einer Härte, die ihre Leser von der ersten Szene an mitreißt wie ein Film, bei dem man sich nicht einmal traugt, die Augen zu schließen.

Auch der Schriftsteller Ma Jian („Red Dust“) hat sich durch ein Leben im westlichen Ausland der Anteilnahme der chinesischen Zensurbehörden und des Amtes für Öffentliche Sicherheit entzogen. Anfang der 80er-Jahre, da wohnte Ma noch in Peking, startete die Kommunistische Partei Chinas eine Kampagne gegen „geistige Umweltverschmutzung“. Der Autor geriet in das Suchfeld der Fahnder – und machte sich schnell auf eine Reise zu den Grenzen des Landes.

Diese Reise dauerte drei Jahre und führte Ma in Teile des Landes (und in Teile der Gesellschaft), die das Adjektiv „abenteuerlich“ mit vollem Recht tragen. Wir treffen den Autor in der Gobi und in den Hochländern Tibets, in den Grenzländern des Südwestens und im Dschungel. Und wir begegnen mit ihm vielen schillernden Gestalten, treffen auf Dichter, Goldgräber und kleine Gauner, Nomaden, „Experten“ der Geburtenverhütung und gestrandeten Intellektuellen.

Ma Jian erzählt seine Erlebnisse in einem oft nur notdürftig literarisierten Tagebuchstil, dessen Eigenart wohl auch von amerikanischen Autoren wie Ginsberg oder Kerouac bestimmt wurde. Das hat den Vorteil, dass der Leser gleichsam als Wegbegleiter eingefangen wird: Das Laufen ist das Ziel, und so entscheiden sich Richtungen, Verläufe, Verweildauern nach Lage von Dingen, die Ma Jian nicht kontrollieren kann. Da ihm als Bewohner von Peking das Innere und (nicht nur geografisch) Äußere seines Landes als aufregend unbekannt, als nie ganz geheimer erscheint, verschafft er dem Leser eine seltene innerchinesische Perspektive auf das Fremde im ohnehin schon Fremden.

Literarisches Vagabundieren ist auch die Grundhaltung von Liu Zhenyun, allerdings lässt dieser Autor seine Figuren vornehmlich in Peking vagabundieren. Sein Roman „Taschendiebe“ zeichnet das heitere Bild einer abgründig korrupten Gesellschaft – und zwar auf allen Ebenen des dem Helden zugänglichen Geschehens. Und da der Held Koch auf einer Großbaustelle der chinesischen Hauptstadt ist, bleiben allerhöchste Regierungskreise vom Autor verschont – wobei umgekehrt wohl dasselbe gilt.

„Neo-Realismus“ nennt das mittlerweile eine etikettenfreudige Literaturkritik, doch damit wird das schiere Lesevergnügen nicht getroffen, das der um keinen Zynismus verlegene Autor uns bereitet. Wir lachen und seufzen, wünschen uns bisweilen einen mutigen Lektor, der dem Autor manche Kapriole austreibt, denken dann aber wieder an die staatliche Zensur und sagen: Nein, lasst diese Schriftsteller bitte erst einmal so weitermachen.

Es war eine gute Entscheidung der Frankfurter Messe, die chinesische Literatur und auch die chinesische Kulturszene in all ihrem Schillerndem zum Thema zu machen. Dass man geschickter hätte verhandelt und Verträge schließen können, kann nur beurteilen, wer dabei war. Wichtiger ist: Der Eindruck, den das Auftreten der chinesischen Gäste hinterlassen wird, ist realistisch. Das gilt für die Politik, das gilt für den Inhalt der Bücher, die uns nähergebracht werden. Nachbarn zu Gast, schreibt ein konfuzianischer Gelehrter, verlangt besondere Aufmerksamkeit.

EINE REISE DURCH CHINA IN FÜNF BÜCHERN
VON SÖREN KITTEL

Als sich eine Welt rot färbte

DIE ERDE bei den Baumreihen am Platz des Himmlichen Friedens dampfte. Als der Student Dai Wei sich umschaute, merkte er, warum: Er war von dreißig oder vierzig Pennissen umgeben. „Und aus allen strömte ein Strahl gelber Pisse.“ Ob man es jetzt so genau wissen wollte oder nicht: Auf den fast 1000 Seiten von „Peking Koma“ ist so viel Platz, dass Ma Jian bis ins letzte Detail beschreiben kann, wie sich die Studenten während der großen Proteste des Jahres 1989 im Zentrum der Stadt selbst organisiert haben. Der Icherzähler Dai Wei jedenfalls hat viel Zeit, denn er wurde am Ende der Proteste angeschossen und liegt für mehrere Jahre im Koma – analog zur bleiernen Zeit, in der sich das Peking der 90er-Jahre befand.

Ma Jians Buch ist Roman und Reportage in einem. Ganz in der Tradition der „dichten Beschreibung“ darf nichts ausgelassen werden. Jedes Ereignis ist wichtig, das dazu führt, dass auf den letzten Seiten Panzer Menschen überrollen. Auch wie zerdrückte Menschen aussehen, wird beschrieben. Die Sprache bleibt dabei schlicht und glaubwürdig. Irgendwo steht kursiv dazwischen der Satz: „Der Kuckuck weinte Tränen aus Blut, und die Welt färbte sich rot.“



Ma Jian:
Peking Koma.
Rowohlt,
928 Seiten,
24,90 Euro

Brüste wie Kettenhunde

WIE WILLKÜRlich das Verbotssystem in China arbeitet, zeigt das Beispiel des Tibeters Alai. Sein vor vier Jahren auf Deutsch erschienener Roman „Roter Mohn“ gewann den wichtigsten chinesischen Literaturpreis. In „Ferne Quellen“ erzählt er von einem Jungen, der in den 50er-Jahren von mysteriösen Quellen hört. Von ihrem Wasser erzählt man sich, dass es „alles Leben in Schönheit verwandeln“ könne. Diese Wunderquelle befindet sich diffus „im Westen“, dort, „wo die Sonne untergeht und alles endet“. Jahre später findet der inzwischen erwachsene die Quelle, hat dort erste schüchternere sexuelle Erfahrungen – bleibt aber enttäuscht.

lohnt. Nicht nur, dass erst in der Mitte des Romans erstmals von „Tibet“ als Ort der Handlung die Rede ist. Die Geschichte umfasst Jahrzehnte, springt nach Tokio und zurück zur „Zauber-Quelle“, ohne dass es der Geschichte schadet. Bleibt verwunderlich, dass diese mutige Fortschrittspolitik nicht zensiert wurde. Vielleicht waren die Beamten abgelenkt durch Sätze wie: „Ihre Brüste sprangen hervor wie zwei weiße Kettenhunde.“



Alai: Ferne Quellen.
Unionsverlag,
160 Seiten,
14,90 Euro

Getrieben vom Exzess

WENN JIE JIE und Mei Mei einander treffen, sagen sie Sätze wie: „Ein Mann, in den ich mich verliebe, ist immer auch eine Randfigur in den Fantasien anderer Frauen.“ Oder: „Wenn wir Beziehungskisten doch so neutral behandeln könnten wie Essen.“ Um Austausch von Informationen geht es den Figuren in „Panda Sex“ von Mian Mian selten. Viel lieber stellen sie Behauptungen über Shanghai („eine verlassene Insel“) oder über Liebe („groß wie ein Flughafen“) auf. Schauplätze sind bevorzugt Cocktailpartys und Galerieröffnungen. Doch eine Party endet mit einer Beerdigung. In Shanghai geht ein Virus um: Wer sich ansteckt, verliert die Lust am Sex. Wie bei Pandas, die paaren sich nur zweimal im Jahr. „Egal, welche Por-

nos man dem Panda vorspielt, er isst nur sein Bambus.“ Doch in Wirklichkeit ist diese Handlung, die auch im Klappentext beschrieben wird, nicht vorhanden. Die Dialogschnipsel der exzessgetriebenen und depressiven Personage sind verwirrend und weltfremd. Mian Mians Bücher dürfen in China offiziell nicht erscheinen. Wie die Autorin selbst schreibt: „In China darfst du alles, außer dich selbst verwirklichen.“



Mian Mian:
Panda Sex.
KiWi,
165 Seiten,
7,95 Euro

Jagd nach Menschenfleisch

NEIN, DIE Lieblingsbeschäftigung eines Chinesen ist es nicht, Menschenrechte zu verletzen. Am liebsten bohrt er in Restaurants in der Nase oder kratzt sich auf offener Straße gedankenverloren am nackten Bauch. Meist dabei seine knappe bekleidete Frau neben ihm und schreit ihm hysterisch an „Du bist schuld an allem!“ – danach roten beide vereint auf die Straße. Von Zeit zu Zeit ist es gut, von einem Ausländer, der lange in Asien gewohnt hat, in einfachen Worten erklärt zu bekommen, wie „Chinesen ticken“. Und wer hört nicht gern hysterische Geschichten, die alles Fremde vollkommen durchgeknallt erscheinen lassen.

„Bliefe von dlüben“ ist eine unterhaltsame Sammlung von Christian Y. Schmidts Kolumnen aus der „Titanic“. Aus Marketinggründen tragen die tagebuchähnlichen Aufzeichnungen den Untertitel „China-Crashkurs“. Herausgekommen ist ein Buch voller Lästergeschichten, wie sie sich Ausländer in China einander erzählen, um ihr Gefühl dafür zu behalten, was normal ist. Die „Menschenfleischjäger“, wie die Internetpolizei wörtlich heißt, ist es jedenfalls nicht. Aber auch die sind sicher ganz liebe Bauchkratzer.



Christian Y. Schmidt:
Bliefe von dlüben.
Rowohlt Berlin,
220 Seiten,
14,90 Euro

Herr der vergifteten Fliegen

DER ZWÖLFJÄHRIGE Ding Qiang stirbt, weil er eine vergiftete Tomate isst, die am Wegesrand liegt. Von da an wird er als Icherzähler die Geschichte erzählen, die zu seinem Tod führt – aber vor allem auch die Monate danach beschreiben. Die Bewohner seines Dorfes haben ihr Blut an private Händler verkauft, Ding Qiangs Vater ist einer von ihnen. Als dann einige Jahre später die Blutspender in Massen an Aids erkrankten, sprechen alle noch lange vom „Fieber“.

Tausender unaufhörlich angeprangert wird. Vielmehr werden die Aidskranken zu einer Gruppe wilder Gestrandeter, ähnlich der Jungen in William Goldings „Herr der Fliegen“. Sie verließen sich, bestehlen einander, erfinden schließlich drakonische Strafen. Das Buch geht nahe, deckt einen wahren Skandal auf und ist in China verboten. Damit hat es wohl alle Voraussetzungen für einen Welterfolg erfüllt.



Yan Lianke:
Der Traum meines Großvaters.
Ullstein, 364 Seiten,
22,90 Euro

WENN IN EINEM Land die offizielle Geschichtsschreibung, die offizielle Selbstdarstellung in den Händen einer Staatsmacht liegt, die streng darüber wacht, dass kein Unbefugter ihre Sicht der Dinge in Zweifel zieht, schlägt die Stunde der Geschichtenerzähler und damit der Literatur. Auch in China, wo so gut wie alles eine lange Tradition hat, kennt man das seit Jahrtausenden. Wer also etwas über die Zustände der Gesellschaft erfahren will, wird darüber in Romanen nachlesen. Die sind als Quelle naturgemäß auch nicht ungetrübt. Doch da ein Autor, anders als sein Zensor, Rücksicht auf ein Publikum und auf seine Glaubwürdigkeit nehmen muss, sind beim Erzähler zumindest die Plausibilitäten, die Ansprüche auf Wahrheit, besser aufgehoben.

Damit zu Glatzkopf-Li, einem der Helden im Roman „Brüder“ des

1960 geborenen Autors Yu Hua. Glatzkopf-Li und sein Bruder erleben, was Kindern ihrer Generation widerfuhr, wenn ihr Vater von der Kommunistischen Partei als „Großgrundbesitzer“ eingestuft wurde. Fast überflüssig hinzuzufügen, dass dieser Vater ein äußerst armer Schlucker war, was ihn in einer besonders heftigen politischen Kampagne, die als „Kulturrevolution“ in die Geschichte einging, nicht davor bewahrte, jämmerlich zu Tode geprügelt zu werden.

Die beiden Kinder, bald sind sie Vollwaisen, müssen sich, im buchstäblichen Sinne, durchs karge Leben schlagen. Glatzkopf-Li setzt dabei sehr früh auf die zwei gleichermaßen den Verstand verwirrenden Triebkräfte Sex und Gewinn. Durch Müll und die Kenntnis der Form eines besonderen weiblichen Hinterns wird er

reich, wird er zum allseits bewunderten Millionär, als, wir befinden uns in den fetten Jahren des chinesischen Wirtschaftswunders, die kommunistische Politik das Entstehen von Millionären zu einem wünschenswerten Prozess erklärte hatte.

Sein Bruder strebt nach geistiger Vervollkommenheit, ist der Unschuldige, das willfähige Opfer einer ständig gewaltbereiten Umwelt. Wird damit zur Wiedergeburt jener von chinesischen Intellektuellen seit gut einem Jahrhundert mit besonderer Häme verfolgten Figur des chinesischen Intellektuellen. Gegen Ende des Romans versucht auch er sich im Geschäftlichen, verbündet sich mit einem Halunken, der Jungfernhüte vertreibt und Mittel, um Brüste oder Schwänze in vermeintlich einflussreichere Formen zu bringen.

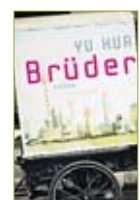
Doch er bleibt ein kleiner Gauner, kein Vergleich zu dem erfolgreichen Glatzkopf-Li, der zum Ende des Romans kurz davor steht, die Asche seines inzwischen verstorbenen Bruders im Weltraum auszusetzen, um aus ihm einen „Alien“ zu machen.

Prall ist diese Geschichte gespickt mit kleinen Streifzügen in die Geschichte des chinesischen Romans, dazu hervorragend, gleichsam exemplarisch übersetzt von Ulrich Kautz. Warum dem Autor, dem so quirligen Yu Hua nicht verboten wurde, nach Frankfurt zu reisen, wollte mir niemand von der chinesischen Zensurbehörde erklären.

Der 1972 in Peking geborene Yiyun Li konnte die Behörde die Ausreise nicht verweigern, weil Frau Li mittlerweile in Kalifornien lebt und lehrt. Ihr literarischer Beitrag zur jüngeren Geschichte Chinas heißt „Die Sterblichen“ und zählt zu den am heftigsten aufrüttelnden Titeln dieses Herbstes. Vorgestellt wird



Yiyun Li: Die Sterblichen.
Hanser, 378 Seiten,
21,50 Euro



Yu Hua: Die Brüder.
Fischer, 768 Seiten,
24,95 Euro



Ma Jian: Red Dust. 3 Jahre unterwegs durch China.
Schirmer & Graf,
422 Seiten, 24,80 Euro



Liu Zhenyun:
Taschendiebe. Dix Verlag,
448 Seiten, 22,90 Euro